

# DIE BRÜCKE ZUR WELT

LEBEN, GESELLSCHAFT & KULTUR AM WOCHENENDE

STUTTGARTER ZEITUNG  
Samstag, 16. Februar 2013 | Nr. 40

V1

Nicht ohne einen leisen Anflug von Wehmut öffne ich meinen Zigarrenschrank. Es ist, als ob mein Großvater neben mir stünde und wir gemeinsam den Schatz begutachteten. Dabei war der Nischenschrank im Keller des alten Hauses, das ich heute bewohne, für alles Mögliche gut, nur nicht für Zigarren. Er gehörte zum Dominium der Großmutter, die ihre Gelasse streng und umsichtig hütete. Was sie enthielten, trat an Festtagen der Familie zu Tage: schönes Geschirr, funkelndes Silber, Zuckersachen und Eingemachtes, bunte Vasen, Konfektetägern.

Der Blick in die Regale gilt in erster Linie der Wahl des Formats. Mit ihr stellt man sich ungefähr auf die Dauer einer Schmauchstrecke ein. Auch das Gewicht des Rauschs oder des Räuschleins, das sich nach und nach einstellt, wenn man zieht und pafft, lässt sich so einigermaßen abschätzen. Da sind die leichten, ausgewogenen, wuchtigen Sorten, Puros, die, nachdem ihre Glut entfacht

Beim Machen von Zigarren geht es um Cuvée-Kunst. Die fällt, wie beim Wein, mal so und mal so aus.

ist, grasig schmecken und von Zug zu Zug immer würziger werden, und welche, die sanft und schmackhaft anfangen und zu plötzlicher Wucht gedeihen, Zigarren, bei denen die ersten zehn Züge, und solche, bei denen die letzten himmlisch sind, Marken mit süßlichem, mit pfeffrigem, mit röstigem oder gar blumigem Raucharoma.

Aber so recht verlässlich ist das alles nicht. Offenbar werden Rezepturen bei den Tabakmischungen immer wieder verändert, und dann fallen Ernten so unterschiedlich aus wie beim Wein, und die Cuvée-Kunst, die ja das Zigarrenmachen eigentlich ist, gelingt einmal besser und einmal weniger gut, wie das eben bei Künstlern ist. Über Jahre gleichbleibende Qualität lässt sich noch weniger gewährleisten als beim Wein, den moderne Chemie und technische Manipulation so gestalten kann, dass nicht einmal Traubensaft nötig ist für die perfekte Kreszenz.

Früher, also vor dem Embargo, das die Amerikaner über Kuba verhängten, gab es eine feste Struktur im Angebot kubanischer Rauchware: Deckblattfarben, die dem Kenner sublimen Aromavarianten anzeigten, ein vielfältiges Markenbild, welches von konkurrierenden alten Familienunternehmen in Havanna differenziert wurde, und eine einigermaßen überschaubare Formatordnung. Diese wurde, nachdem der vollbärtige Diktator die Geschicke Kubas in die Hand genommen hatte, zunächst belassen, dann aber langsam erweitert. Vor allem ein bisher unbekanntes Überformat fiel da auf, eine Zigarre von 28 Zentimetern Länge, die der rote Despot während seiner endlosen Reden rauchte.

Man kann mit diesem sogenannten A-Format gut und gerne zweieinhalb Stunden parlando verbringen. Die Connoisseurs verdanken diesem sozialistischen Generalissimus und seinen langweiligen Reden eine neue Dimension, eine leichte und zugleich mächtige Gran Corona für ein Rauchvergnügen, das nie zu Ende zu gehen scheint. Ansonsten wurden die kapitalistischen Erwerber der kubanischen Duftglimmer sehr oft enttäuscht mit fleckigen oder grünen Blättern, luftundurchlässigen Wickelklumpen und einem kaum durchschaubaren Durcheinander bei Formatzeichnungen und kuriosen Rezepturen. Mit der Wende kam Bewegung in die Sache:

Kuba war nunmehr der westlichen Wettbewerbswelt ausgesetzt. Der süße Tropf, der der langen Insel ihr klassenloses Zwangsparadies ermöglichte – die gesamte Zuckerernte war von der Sowjetunion zu Freundschaftspreisen abgenommen worden – war nun nicht mehr, und die Antideologen der Freiheit, des Handels und des Wettbewerbs mussten sich den Verhältnissen fügen. Geschwind entstanden neue Marken, das Qualitätsniveau stieg beachtlich. Neue Geschmackskonzepte wurden entwickelt wie die Spezialeditionen und die Sonderausgaben für bestimmte Märkte mit eigenen Banderolen. Und dann kam noch hinzu, dass mit den Jahren die



Erst weiß, dann bläuernd, dann ein verwehendes Ahnungsblau: Erinnerung an kultische Geheimnisse

Foto: Achim Zwegarth

## Duft, Entrückung und Schwebetraum

**Rauchen** Der Genuss feiner Zigarren eröffnet dem Kundigen ein Reich differenziertester Sinneseindrücke und Rauscherlebnisse. Die blauen Aromen, die durch den Raum ziehen, befördern nachdenkliche Zerstreutheit, schaffen Orte des Behagens und Besinnens. Wie lange noch? Von Michael Klett

anderen Zigarrengebiete der Karibik sich allmählich ziemlich dicht an die Fersen Kubas geheftet hatten, mit sehr guten, aber auch sehr teuren Qualitäten und eben vielen neuen Formaten: von der Zigarrengröße eines kleinen Fingers bis zu mehr als 40 Zentimeter langen Überlängen und Prügeln von der Dicke eines Knotenstocks ist alles möglich. Diese fabelhaften Offerten erfüllen jeden Wunsch, den schweren oder leichten Rausch, die zarte oder befeuernde Animation oder einfach das Füllen des Raums mit den feinen Lamellen tropischer Süße.

Eigentlich ist es mir recht, dass der Schrank ziemlich dunkel ist. So springt mich so ein Bundle, also zusammengebundene, nicht in Kisten verschlossene Zigarren, richtig an, wenn ich es ans Licht hole. Prall, braunglänzend, verhalten duftend in einer Latenz, die auf die Glutentfaltung des Aromas zu warten scheint. „Braune Bräute“, wie sie Kipling genannt hat, Rudyard Kipling. Es ist ja eine alte Geschichte – ein Streit mit seiner Verlobten. Die junge Da-

me hasste Zigarren, ein bis heute häufig vorkommender Defekt, und stellte ihrem Versprochenen eine klare Bedingung. Auch die Antwort ist bekannt und findet sich in dem köstlichen Gedicht „The Betrothed“ – entweder Ehe mit Zigarre oder gar keine. Hier, schreibt er, erlebe ich die allmählich schrumpelnde Gattin und dort die immerfrischen Bräute, die über die Meere herangeschippert werden.

Kipling komponiert weiter, Zigarren seien hilfreiche Begleiter in seinem Lebenskampf als Journalist, Reisender und allmählich zum großen Erzähler sich hochschreibender Schriftsteller gewesen. Er ist ein Mann der Industriezeit in ihrer herben, dem Menschen enorme Leistung abfordernden Zeit, der Erste, der deutlich gemacht hat, dass die Zigarre der festlich-kontemplativen, der anderen Sphäre gegenüber dem Hetz- und Arbeitsleben zu kommt. So leicht der blaue Rauch guter Zigarren durch den Raum zieht und mit ihm schwere Gedanken entschweben lässt, so entrückend die aufsteigende Rauschklar-

heit sein kann, man bleibt diesseitig – man entgleist nicht, wird nie sturzbetrunken.

Ich habe in meiner Sünden Maienblüte das einmal experimentell erprobt. Eine sogenannte Zigarrennacht in einem Landgasthof, zu jedem der sieben Speisegänge, die meist aus Geräuchertem bestanden, rauchte man eine Panetela oder Robusto, und zum Abschluss mit einem Schwarzsokoladenparfait eine Sancho Panza A. Das erste Morgenlila war nicht mehr weit, als ich heimwärts schritt. So klar der Kopf war, das Gehen war beeinträchtigt, mal zog ich ein Bein nach, mal drehte sich ein Fuß nach innen, meinen Händen konnte ich eine Eigenschaft nicht mehr absprechen, die etwas gewählt mit Tremor bezeichnet wird. So anstrengend dieser Rauschexzess war, verloren war ich nicht.

Der kultivierte Zigarrenraucher ist auf einer Warte und blickt von dieser Distanz gelassen auf seinen strudelnden Alltag, und auf der anderen Seite sieht er ein Stück weit in die Räume, in denen Dunkel und Hell, Farben und Trübes, Stimmen und Muster,

### MICHAEL KLETT

**Verleger** Der Autor dieser Betrachtung, die erfreulicherweise angetan ist, heftigen Widerspruch zu provozieren, baute den Stuttgarter Verlag seines Vaters vom Schulbuchverlag zum Bildungskonzern aus. 2009 gab er den Vorstandsvorsitz der Ernst Klett AG ab und wechselte in den Aufsichtsrat. Seine schöngeistige Seite zeigte Michael Klett unter anderem im von ihm gegründeten Verlag Klett-Cotta, in dem neben ambitionierten Sachbüchern und einem anspruchsvollen literarischen Programm auch die „Hobbit-Presse“ beheimatet ist. Der junge Michael Klett hatte 1965 während eines Aufenthaltes in Nordamerika Tolkiens „Herrn der Ringe“ verschlungen und seinen Vater dazu bewegt, sich die Rechte zu sichern.

**Geburtstag** Michael Klett hat nicht nur bemerkenswerte Texte verlegt, sondern auch verfasst. Am kommenden Dienstag, 19. Februar, feiert er seinen 75. Geburtstag, aus diesem Anlass druckt die StZ den vorliegenden Aufsatz, der zuerst 2006 in „Cotta's Kulinarischem Almanach“ erschien, erneut – dies umso lieber, als diese 14. Ausgabe der unterdessen eingestellten Reihe nur noch antiquarisch erhältlich ist.

**Feier** Im Literaturhaus Stuttgart, um dessen Existenz Michael Klett sich nicht nur als Ideengeber verdient gemacht hat, liest er am 20. März einige seiner Texte und unterhält sich mit der StZ-Redakteurin Julia Schröder. StZ

Regungen und Ruhe anders sind als in der gewohnten Nüchternheit des Tages.

Die Konvivialität derer, die wissen, worum es hier geht, findet sich in Zigarrenkabinetten und in Salons großer Händler und Havanna-Lounges. Da sieht man Männer in den besten Jahren, auch jüngere, erfolgreich, sicher, reich – man sieht es an ihrem gelassenen Tigergang –, Lebenskraft und Lebenshöhe strahlen sie aus. Obwohl Zigarren in allen Schichten und Klassen geraucht werden, hält man sie gerne dem Establishment zu. Der Großherzog von Sachsen-Weimar, der das Löschen einer Feuerbrunst leitet, ruhig an seiner Zigarre ziehend, so der bewundernde Alexander von Humboldt, oder Moltke bei Königgrätz im Sattel, eine elegante Panetela in der Hand. An den letzten Höfen Europas werden noch heute nach dem Diner Zigarren gereicht, die nicht länger als vierzig Minuten glimmen und die die Luft betören, während man sich stehend unterhält. Ein Hauch von Konservativem, von Erinnern an vergangene Formen, an welkende Eleganz haftet diesen Schmauchinszenierungen an, während die Zigarette wohl dem Tempo, dem Fortschritt und dessen Fragwürdigkeit zugehört: Eine Zigarette ist im Hui entzündet, das Aufblühen einer Zigarre ist eine gemessene Handlung.

Zunächst fällt kein Wort, wenn Konviven zusammen sitzen und sich ihre Coronas zurichten. Nachdem sie beschnuppert sind, werden sie genau betrachtet, sodann ein wenig geknetet, um allfällige Verknotungen auszumachen, die beim Ziehen der Rauchpassage hinderlich sein könnten, was mit einer leichten Rollmassage gemindert werden kann. Schließlich wird geprüft, ob sie, am Ohr gedreht, ganz fein knistern oder ob sie knacken, ein sicheres Zeichen, dass sie zu trocken geworden sind. Erst nach dieser Präparation kommen Schnitt, Entzünden und Entfachen – und schließlich der erste Zug. Obwohl alles leicht und routiniert von der Hand geht, besteht der Eindruck äußerster Konzentration und lässt dem gegenüber die Handlung fast als etwas Gleichgültiges erscheinen. Nachdem die ersten Rauchwellen sich verteilen, die gleichmäßige Glut an der Spitze der Zigarre gesichert erscheint, fällt der erste Satz, und nach einer Pause kommt die Antwort. Fast trägt wirkt der Dialog. Er wird in der Regel auch nicht intensiv, schon gar nicht heftig. Die Rauchwolke introvertiert, sie lenkt den Schmaucher sanft in das Paradox einer nachdenklichen Zerstreutheit. Käme hingegen Spannung auf, ein rascher Wort- »

Fortsetzung auf Seite V2

### Außerdem in der Wochenendbeilage

Welchen Luxus Michael Michalsky sich leistet

Porträt SEITE V2

Was Bryan Adams sieht, wenn er andere Stars vor seinem Objektiv hat

Fotografie SEITE V3

Wobei und wann Rituale wirklich helfen können

Stil SEITE V4



Wer den Leipzig-Besuchern begegnet, die der „Notenspur“ folgen

Freizeit SEITE V24



LEBEN, GESELLSCHAFT & KULTUR AM WOCHENENDE



Duft, Entrückung und Schwebetraum

Fortsetzung von Seite V1

» wechsel, würde sogleich flotter gepafft, die Aromaentfaltung würde coupiert, das Duftkraut würde zu heiß – ein Sakrileg.

Wie lange noch, bis die konvivialen Orte des Behagens und Besinnens geräumt werden müssen? Die Verfolgungs-, Kontroll- und Verbots Geschichte ist so alt, wie der zivilisierte Mensch raucht. Und das tut er, seit es die Neuzeit gibt. Rauchen ist eines der lässlichen Laster, das der Mensch der Moderne sich ausgesucht hat, um das ihm Ungemäße des Stress- und Tempolebens, das seine von ihm gemachte Welt mit sich bringt, in ein gewisses Lot zu biegen. Es gehört zu den Konstituenten der Moderne wie die Entdeckung Amerikas, die bewegliche Letter, der Fall von Byzanz und die Folgen für die Renaissance.

Raucher, von Inquisitoren verbrannt

Seit die Schiffe des Capitán Columbus den Tabak nach Europa brachten, sind immer fanatische Typen, oft radikal, also mit Ausrottungshygiene operierende Leute, am Werk: die spanischen Inquisitionsschlichter, die den ersten Raucher Europas und Entdecker des Sinnenimperiums, das aus Duft, Schwebetraum und zarter Entrückung besteht, auf dem Scheiterhaufen rösteten, nämlich Rodrigo de Xeres. Oder Jakob I., der das Rauchparfum mit animalischen Ausdünstungen verglich und den brillanten, geistreichen Walter Raleigh köpfen ließ, weil er dem Alltagsgestank des 17. Jahrhunderts mit virginischer und karibischer Rauchsüße begegnete. „A Counter-Blaste to Tobacco“, ein Pamphlet des schmutzigen Schottenkönigs, liest sich noch heute wie eine Urschrift, der seither zahllose Kampftexte folgten, die einem das Leben zur lustgesäuberten Last machen. Als der Tabak das Osmanische Reich erreichte, stoppte Sultan Murat IV. den westlichen Unfug, indem er eben mal 25 000 Raucher umbrachte. Und Hitler, von dem der unsinnige Satz stammen soll, Rauchen sei die Rache des Indianers am weißen Mann, und dessen Propagandaapparat das angebliche schädliche Mitrauchen erfand, versuchte es am Anfang seiner Herrschaft mit drastischen Verboten. Da er Schlimmeres vorhatte und die Landser ohne Glimmstängel und Kippen nicht kämpfen konnten, begnügte er sich mit Rauchverbot in seiner Anwesenheit.

Heute haben es die namenlosen Steuerer der Entwürdigung aus den Kulissen der undurchsichtigen Machtapparate so weit gebracht, dass Opfern in den Todeszellen Kaliforniens und Texas' die letzte Zigarette verweigert wird. Ein trauriges Kapitel, das besonders eindringlich von Imre von der Heydt in seinem Buch „Rauchen Sie? Verteidigung einer Leidenschaft“ aufgeschlagen wird und das den lungenziehenden Zigarettenrauchern gilt. Leider ist es so, dass die vergleichsweise winzige Raucherschaft der Zigarrenpaffer mit in den Strudel gerät, obwohl die gesundheitliche Belastung minimal ist.

Brüssel schickt ein Begleitgespenst

Der Tod ist zum Begleitgespenst des Rauchens gemacht worden, seit ein verwirrter Brüsseler Kommissar ungestraft behaupten und etikettieren kann, Rauchen töte. Die Bemerkung ist so töricht, dass sie nicht weiter stört, da alles Mögliche tötet, sogar die Sekunde, wenn sich genug von ihr angesammelt hat und der allgemaine Sterbetatbestand wieso bekannt ist. Der Mann macht sein Geschäft mit der Angst. Der Tod indessen, so unbeliebt er für gewöhnlich ist, hat es nicht verdient, auf diese Weise vernutzt zu werden.

Das Sinnieren über dieses großartige Verborgene kann man gut den Zigarrenrauchern überlassen. Eine Puro endet in der Asche – eine symbolische Alltäglichkeit, die dem träumerisch grübelnden Schmaucher ein angenehmes Memento mori bereithält. Die Umwandlung von dinglicher Tabakmasse in unwirkliche Rauchgestalt, erst weiß, dann bläuernd, dann ein verwehendes Ahnungsblau. Es sind Kinder, deren wundermächtige Seelen berückt sind von den sich vorwälzenden Rauchringen, dem Wickeln, Rollen, Schweben, Stürzen und Verwehen dieser Luftgeister. Dem, der mit seinen fragranten Rauchschwaden die Luft bewegt, bleibt allenfalls eine Sehnsucht davon, eine Ahnung von etwas, was für Menschen aus der Kindzeit unserer Spezies dem Kultischen zugehalten wird, also Riten von magischem Geheimnis und Göttergegenwart.



Berliner Szene: Michael Michalsky trifft beim Borchardts ein.

Foto: dpa

„Was ist Luxus für Sie?“

Begegnung mit Michael Michalsky

Porträt Er ist einer der wichtigsten Modedesigner Deutschlands.

Und er ist umstritten. Michael Michalsky weiß, dass er polarisiert, lebt jedoch ganz gut damit.

Von Sarah J. Tschernigow

Zweimal im Jahr gibt es eine Zeit, in der Michael Michalskys Handy nahezu im Minutentakt klingelt, sein Computer ständig piept, weil wieder eine E-Mail eingegangen ist und Assistenten hektisch aus seinem Büro heraus- und wieder hineinlaufen. Sie fragen nach einer Lieferung, danach, wo dieses und jenes hinsoll, ob er Termin X bestätigen kann. Wenn es in der Michalsky Holding GmbH zugeht wie im Ameisenhaufen und sich der Modedesigner nur noch mit einem „Machst du bitte die Tür zu“ retten kann, dann steht die nächste Style Nite an. Ein Pflichttermin für Modedesigner und die deutsche Promiriege, bei dem Michalsky seine neue Kollektion präsentiert. Eine „Sehen und gesehen werden“-Veranstaltung mit rotem Teppich und jeder Menge Champagner.

Michalsky entschuldigt sich, dass ständig etwas piept, aber er sei so busy. „Wissen Sie, was für mich der größte Luxus ist? Zeit mit meinen Freunden zu verbringen. Davon habe ich immer zu wenig.“ Der 44-Jährige wirkt etwas gestresst, aber als Medien- und Marketingprofi nimmt er sich immer Zeit für Journalisten. Der Mann ist bekannt für seine pompösen Inszenierungen, ja fast schon protzigen Modeschauen. Seine Style Nites brauchen nirgendwo offiziell angekündigt zu werden, das Publikum weiß Bescheid. Gern lässt er sich mit seinen Freunden und Fans Barbara Becker, den Ochsenknechts oder Herbert Grönemeyer fotografieren. Die PR ist ihm sicher. Michalsky ist ein Verkaufsgenie. „Ich finde

nicht, dass das mit gutem Geschäftssinn zu tun hat“, kontert er. „Dafür sind diese Abende viel zu teuer. Es ist meine Art, mich bei der Michalsky-Family und den Einkäufern zu bedanken.“

Und Michalsky bedankt sich mit fast schon verschwenderischer Großzügigkeit. Seine Schauen, oder wie er sagt „Kultur-events für die Sinne“ werden von musikalischen Live-Acts und feinstem Kaviar eingeraht. Und die Goodie-Bag, das Geschenk des Hauses, das jeder seiner 1200 Gäste zur Verabschiedung in die Hand gedrückt bekommt, fällt wohl bei keinem anderen deutschen Designer so gigantisch aus wie bei Michalsky: hochwertige Haarprodukte, Kosmetik, prall gefüllte Kulturbeutel, dazu Modezeitschriften und Rabattcoupons für seine Boutiquen.

Kritiker meinen, dass es bei Michalsky längst nicht mehr um Mode geht. Den Designer lässt das kalt. Er sagt dazu nüchtern: „Menschen, die so denken, haben den Abend nicht verstanden. Ohne die Mode würden keine VIPs kommen und sich so stylen. Es gibt in Deutschland leider viel zu wenige gesellschaftliche Events, für die sich die Besucher richtig schick machen.“

Michalsky weiß, dass er polarisiert. Aber wenn er neben dem Entwerfen von Mode eines richtig gut kann, dann ist es nun mal, sich und sein Label zu vermarkten. Geschäft, Marketing, harte Arbeit – das sind Worte, die im Gespräch öfter vorkommen. „Luxus“, sagt er, „hat nicht unbedingt mit Geld zu tun. Es kann auch ein Gefühl oder ein Moment sein. Es ist etwas Limitiertes.“ Der Designer hat lange daran gearbeitet, um selber einzigartig zu sein, „limitiert“ im Sinn von exklusiv. Seine Holding mit verglastem Büro in Berlins nobler Mitte, seine Boutiquen – „es war ein langer Weg bis dorthin“, sagt Michalsky. Sein eigenes Label hat er erst 2005 gegründet, da war der gebürtige Göttinger schon Ende dreißig.

Lange davor, nach dem Abitur, ging Michalsky nach London an das College of Fashion, studierte Mode in Kombination mit BWL. Früh erkannte er, dass zu seinem Traum von einem Leben als Modedesigner mehr gehört, als nur ein talentierter Künst-

DER DEUTSCHE MODEPAPST

Göttingen Michael Michalsky wurde 1967 in Göttingen geboren. Er ging in Bad Oldesloe (Schleswig-Holstein) zur Schule. Seit seinem vierzehnten Lebensjahr wusste Michalsky, dass er Designer werden wollte. Seine Karriere startete er Ende der achtziger Jahre in London, wo er das College of Fashion besuchte. Zurück in Deutschland arbeitete er unter anderem für Marken wie Levi Strauss und Adidas in führenden Positionen.

Berlin Sein Label Michalsky gründete er 2005. Das Modemagazin „Vogue“ nannte Michael Michalsky 2009 den „neuen deutschen Modepapst“. Er lebt in Berlin. StZ

ler mit guten Ideen zu sein. Und so war die nächste Station Levi Strauss und Co., wo Michalsky zwei Jahre als Designmanager von der Pike auf alle Produktionsabläufe kennenlernte. Es folgten elf Jahre als Creative Director beim Sporthersteller Adidas, gemeinsam mit den namhaften Modemachern Yohji Yamamoto und Stella McCartney. „Es ist nicht so, dass ich aufgewacht bin, plötzlich ein Loft mit 25 Mitarbeitern hatte und zweimal im Jahr eine Kollektion auf die Beine gestellt habe.“

Mode ist ein saisonales Geschäft, bei dem alles über Vorfinanzierung läuft. Allein die Herstellungskosten einer Kollektion der Michalsky-Größenordnung dürften bei einer Viertelmillion liegen. „Ohne Geld geht gar nichts“, sagt Michalsky und betont, dass er sich vor allem als Unternehmer versteht. „Du brauchst gerade am Anfang gute Partner.“ Er selbst hat in seiner Laufbahn mit Tchibo, DHL, Sony und Ariel zusammengearbeitet und seiner Karriere auf die Sprünge geholfen. Böse Zungen meinen, Michalsky sei auf jeden Zug aufgesprungen, hätte sich an Marken mit Geld gekrallt, bis er selber ein Vermögen hatte und in Luxus schwelgte. „Ich freue mich. Alle meine Freunde und Sponsoren sind heute Abend gekommen.“ Das ist so ein typischer Michalsky. Und sagen wir so: Mehr Marke und Ruhm kann ein Modedesigner hierzulande wirklich kaum vereinen.

Aber Michalsky ist mehr als ein Darsteller im Luxussegment. Das wird dann deutlich, wenn er von der Schönheit eines Kleidungsstückes spricht, von der Einzigartigkeit einer Kollektion, die er übrigens auch als Luxus bezeichnet. Dann beginnen sich seine Gesichtszüge zu entspannen und seine Augen zu funkeln. Dann wird die Leidenschaft sichtbar, die zeigt, dass der Modemacher nicht nur einen Beruf, sondern eine Berufung gefunden hat. „Ich bin wissbegierig und will dazulernen“, sagt er, und man glaubt es ihm. „Ich bin noch ganz am Anfang.“ Moment. Am Anfang? Was soll noch kommen? Klare Antwort: Der Modeschöpfer will aus seinem Label Lifestyle machen. Kürzlich hat er eine Sofa-Kollektion fertig gestellt, es folgen Besteck und irgendwann etwas für Kinder. „Ich bin ein Multitasking-Typ“, sagt er. „Ich könnte noch viel mehr machen.“ Es klingt wieder nach viel Geschäftssinn, viel Leidenschaft und wenig Zeit. Am Schluss bedankt Michalsky sich höflich, springt auf und hastet zu seinem Computer. Es gibt viel zu tun. „Für zu, bitte.“

„Ich freue mich. Alle meine Freunde und Sponsoren sind heute Abend gekommen.“

Michael Michalsky weiß seine Partner zu schätzen

Her damit!

Mitbewohner Wer ein WG-Zimmer zu besetzen hat, muss sich auf allerlei einstellen. Dabei könnte das so märchenhaft einfach sein. Von Eva-Maria Manz

Der Wohnungsmarkt in Großstädten ist eine Katastrophe. Unter anderem deshalb ziehen immer mehr Berufstätige, Verlassene, Zahnärztinnen, Hundebesitzer, Singles, junge Paare und Beamte, vielleicht auch überzeugte Anhänger des geselligen Beisammenseins in WGs. Das ist ein Trend. Wer kein Student mehr ist und in einer Wohngemeinschaft lebt, wird auf die Dauer ein bisschen schrullig. In die gemeinsame Schrulligkeit der WG hat ein neuer Mitbewohner sich einzufinden. Gar nicht so einfach, da muss gleich von vornherein die Spreu vom Weizen getrennt werden. Beim „Bewerbungsgespräch“ sitzen die Bewohner auf dem Sofa wie die Jury von „Deutschland sucht den Superstar“ – und haben dann hinterher moralisch nicht ganz korrekte Einwände: „Haste gesehen, was für große Schuhe die hatte?“ Oder: „Ist dir aufgefallen, was für behaarte Unterarme der hatte? Bestimmt liegen die Haare dann auf dem Badezimmerboden!“ Oder: „Der war so männlich, wenn ich den morgens sehe, erschrecke ich!“

Hach – der ideale Mitbewohner müsste einfach jeden Abend ein Stück Kuchen und eine Flasche Wein heimbringen, morgens schön die Betten aufschütteln, Wasser tragen, Feuer machen, kochen und waschen. Wenn man vor der Haustür merkt, dass man den Schlüssel vergessen hat, könnte er sein goldenes Haar über den Fenstersims nach unten reichen. Früher schien die Auswahl eines Mitbewohners einfacher gewesen zu sein. Es lief in etwa so ab: „Die Zwerge sprachen: Willst du unseren Haushalt führen, kochen, Betten machen, waschen, nähen und stricken, und willst du alles ordentlich und rein halten, so kannst du bei uns bleiben, und es soll dir an nichts fehlen.“ Das versprach Schneewittchen und blieb bei ihnen. Es hielt das Haus in Ordnung. „Ist ja auch echt nicht zu viel verlangt.“

Die Familie kann man sich nicht aussuchen, das gilt in besonderem Maß für die eigenen Kinder. Anders als der Verwandtschaft kann man dem Nachwuchs in der gemeinsamen Wohnung kaum ausweichen. Es strengt schon an, mit seiner Großmutter bei jedem Familienfest über die sexuelle Orientierung des Cousins zu spekulieren. Es nervt, den ausführlichen Ausführungen der Tante zu lauschen, wer wann wen 1961 benachteiligt hat. Doch irgendwann verabschiedet man sich und trollt sich mit Frau und Kind nach Hause. Mit ein wenig Glück konnte man die eigene Ehefrau jahrelang vor der Familiengründung kennenlernen. Der Sohn ist einfach da.

Der Prozess der Menschwerdung dauert bekanntlich ein paar Monate. Währenddessen verharrt die Beziehung – die Kindermenschenrechtskonvention und das Grundgesetz einmal beiseite gelassen – im Status Mensch und Haustier. Doch irgendwann, vielleicht, wenn der Kleine zum ersten Mal ein fundiertes und nachdrückliches „Nein“ in den Raum stellt, ist klar: Hier steht ein Mensch, und er will nicht anders. Seine bloße Existenz verändert nicht nur die Paarbeziehung fundamental, sie verändert jeden für sich. Er ist da, nachts im Bett, morgens am Frühstückstisch, immer, und er drängt sich gerne dazwischen. Es ist, als würde einem ein dritter Arm anwachsen. Manche, poetische Menschen sagen: Das eigene Herz schlägt plötzlich in einem anderen Menschen.

Stauend, manchmal auch irritiert, sitzt man da und sieht einen Willen wachsen. Wer den Befehl „den da (Papa,

Der dritte Arm



Kinderkram

Willensstärke Mit einem Mal ist der Säugling Mensch. Ein Wunder, das Probleme aufwirft. Von Dieter Fuchs

gibst du mir bitte etwas von dieser Wurst?“ ignoriert, wird mit den Konsequenzen leben müssen. Oft stehen auf diesem Spiel entweder Erziehungsgrundsätze oder Nervenkraft. Er ist beleidigt, entrüstet, witzig, durchtrieben und immer, auch in seiner Mitmenschlichkeit, gnadenlos egoistisch. Was bei Mama nicht geht, geht vielleicht doch irgendwann bei Papa. Und wenn das nichts hilft, ruft der Sohn lauthals die Oma zu Hilfe – eine besondere Demütigung.

Als ob die bloße Formung des Willens nicht genug wäre – es kommen auch noch die spezifischen Wesenszüge hinzu, die nicht selten zu elterlichen Diskussionen führen über die Frage: Von wem hat er das? So ist unser Sohn zum Beispiel ein ausgeprägtes Feiertier. In Gesellschaft zeigt er uns angesichts der vielen interessanten fremden Menschen in der

Regel die kalte Schulter, nur um nachts umso lauter und kläglich nach der Mama zu rufen. Und neuerdings hat er auch noch entdeckt, dass er einen Willen hat. Der wechselt allerdings gerne im Sekundentakt. Es geht eben um das Prinzip, weniger um die Einzeltatsache. Eine Lose-Lose-Situation, denn auch die Entscheidungskraft des Sohnes zu ignorieren führt nur zu einer Eskalationsspirale, an deren Ende allen Beteiligten – im Falle der elterlichen Anordnung, der Sohn möge doch die fünf Stockwerke bis zur Wohnung alleine laufen, auch allen Hausbewohnern – die Nerven flattern. Ja, es gibt viele Abende, an denen ich froh bin, wenn der Kleine schläft. Nur um ihn dann zwei Stunden darauf schon wieder zu vermissen.